

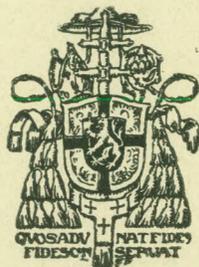
# Amtsblatt

für die Erzdiözese Freiburg

Stück 3

Freiburg i. Br., 5. Februar

1942



## Conrad

durch Gottes Erbarmung und des heiligen Apostolischen Stuhles Gnade  
 Erzbischof von Freiburg  
 Metropolit der Oerrheinischen Kirchenprovinz  
 entbietet dem hochwürdigen Klerus und allen Gläubigen der Erzdiözese  
 Gruß und Segen im Herrn!



### Beliebte Erzdiözesanen!

Mit Gottes Gnade werde ich in wenigen Wochen das 70. Lebensjahr vollenden. Meiner erfahrungsarmen Jugend wollte es kaum recht einleuchten, und doch ist es in Wirklichkeit so: „Rascher als das Weberschifflein fliegen dahin unsere Tage“ (Job 7, 6). „Sie gleiten wie Binsenboote vorbei, wie ein Adler stößt auf die Beute“ (Job 9, 26). Täusche ich mich, wenn ich nun vermute, daß es erlaubt und zeitgemäß ist, mein verhältnismäßig langes Leben nicht nur selber mit dankbarem Ernst zu überblicken, sondern es auch für euch, meine geliebten Erzdiözesanen, auszuwerten?

1. Meine frühe Jugend fiel in die Jahre, in denen der sogenannte „Kulturkampf“ in Baden und im Reich mit leidenschaftlicher Hefigkeit tobte. Es drehte sich

dabei, von der Gegenwart aus gesehen, weniger um politische Dinge, als um den, durch das Vatikanische Konzil festgelegten, katholischen Glauben. Man verwarf vor allem das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes und ging dann praktisch dazu über, die Kirche zu verdeutschen und von Rom, ihrem gottgewollten Mittelpunkt, loszureißen. Die Aussichten für das neue Schisma, das von Anfang an als häretische Neubildung sich entlarvte, mußten, menschlich gesprochen, als gut bezeichnet werden. Durch die Aufklärung und den Wessenbergianismus war der Boden, zumal bei uns in Baden, längst schon aufgepflügt. Und nun stellte sich auch der über Frankreich sieghafte Staat, mit Bismarck an der Spitze, auf die Seite der Romfeinde und

wandte seine Machtmittel, ohne wählerisch zu sein, an, um einerseits die Beamtenschaft zu beeinflussen und andererseits durch das liberale Bürgertum die ihm hörigen Volksgenossen für eine Art „Nationalkirche“ zu gewinnen. Schon vorher war auch die deutsche Wissenschaft als wohlbewaffnete und angriffslustige Stoßtruppe auf dem tosenden Kampffeld angetreten. Sie trug mit Bienenfleiß aus allen Jahrhunderten zusammen, was ihr zweckdienlich zu sein schien, die Geschichte des römischen Papsttums systematisch zu entehren. Durch die kleine und große Presse flog dann das gelieferte Material fast alltäglich in die Massen, oder es wurde dem einfachen Mann durch wortgewandte, häufig apostatische Redner mit der Absicht dargeboten, in kürzester Frist eine öffentliche Meinung zu erzielen, worauf man damals den allergrößten Wert legte. Das Schlagwort „ultramontan“ kam zwar in den 70iger Jahren nicht erst auf, es wurde jedoch allenthalben und ohne merkliche Abnützung wie ein glühender Eisenstempel in Gebrauch genommen, um damit die papsttreuen Katholiken als undeutsch, ja deutschfeindlich zu brandmarken. Sie erlitten infolgedessen Zurücksetzungen und Entlassungen, Beschimpfungen und Freiheitsstrafen, während jene, die in wachsend großer Zahl von der römisch-katholischen Kirche abgefallen waren, sich der Bevorzugung und Beförderung erfreuen durften. Ich kann über alles das aus persönlichem Erleben berichten, denn meine Heuberg-Heimatstadt galt als eine Kraftquelle der Abfallbewegung im badisch-schwäbischen Grenzgebiet. Noch steht vor meinen Augen das Bild meines so glaubenstreuen und unerschrocken tapferen Vaters, der trotz seiner unbestreitbaren Anlagen nun beiseite geschoben und auch geschäftlich geschädigt wurde. Sogar in unserer eigenen Sippe hatte sich das schmerzliche Herrenwort erfüllt: „Es werden fortan fünf in ein und demselben Haus uneins sein; drei gegen zwei und zwei gegen drei; der Vater gegen seinen Sohn, der Sohn gegen seinen Vater, die Mutter gegen ihre Tochter und die Tochter gegen ihre Mutter, die Schwiegermutter gegen ihre Schwiegertochter und die Schwiegertochter gegen ihre Schwiegermutter“ (Luk. 12, 53 ff.). Und noch erleide ich selber wieder seelisch das grausame Unrecht, das man in der Schule und außerhalb der Schule uns „neukatholischen“ Kindern durch Schmähworte und unverdiente Strafen zuzufügen sich nicht scheute. Noch sehe ich, wie die immer mehr zusammenschumpfende, katholische Gemeinde, nach widerrechtlichem Verlust ihrer hochragenden, herrlichen Stadtkirche, eine Notkirche bauen und auf dem Wege dahin nicht selten körperlich und seelisch Spießruten laufen mußte.

Und das Ende all unseres langjährigen Leids und

des triumphierenden Geschreis? Der große Staatsmann, der um keinen Preis nach Canossa gehen wollte, was ihm auch von niemanden zugemutet wurde, fand in seiner überragenden Weitsicht auch den Mut, eine verlorene Schlacht als verloren zu erklären und der Volksgemeinschaft zuliebe den Frieden mit dem Papst abzuschließen. Man behauptet nun heutzutage, Bismarck sei der endgültige Kampferfolg deshalb versagt geblieben, weil er noch nicht die „genügende Macht“ besessen habe. Wir erlauben uns hier zu fragen: Wer hat die „genügende Macht“, um über die Kirche Herr zu werden? Schon mancher vermeinte, sie zu besitzen und hat sich geirrt wie Julian, der Apostat, denn von der Kirche gilt das göttliche, schon so oft erprobte Herrenwort, daß sie nicht einmal der Teufel und sein Trotz bezwingen kann. Jene aber, die damals in meiner Heimat an der Spitze der Abfallbewegung zukunftsicher und übermütig schritten, wo sind sie? Ich will nicht von Gottesgerichten reden, und doch bin ich, auf Grund meines erschütternden Beweismaterials versucht, an eine altchristliche Schrift zu erinnern, deren lateinischer Titel lautet: „De mortibus persecutorum“ („Von den Todesarten der Christenverfolger“). Der hl. Paulus aber schreibt: „Wir werden bedrängt aber nicht im Stiche gelassen, niedergeworfen, aber nicht vernichtet“ (2 Kor. 4, 9). Wir wollen uns diesen ermutigenden Satz auch für die Gegenwart ins Gedächtnis schreiben.

2. Schon in früher Jugend glaubte ich in meinem Innern den unzweideutigen Ruf zum katholischen Priestertum zu hören. Doch waren meine Wünsche und Sehnsüchte in der Meinung meiner guten Eltern nur ein rasch zerrinnender Jugendtraum und ein kindlich frommes Spiel. Sie dachten wohl nicht daran, daß auch im Spiel ein höherer Wille oder Sinn verborgen liegen kann. Nach ihrer Absicht sollte ich einmal die Werkstatt meines Vaters übernehmen und etwas Landwirtschaft daneben nach dem Herkommen meines väterlichen Stammes treiben. Ich gab mich nicht geschlagen, sondern verlegte mich aufs unablässige, tränenreiche Bitten und vertrauensvolle, ungestüme Beten und erreichte, was ich wollte. Möchte doch auch der Herrgott und ewige Hohepriester diesen Drang nach dem Opferaltar vielen Knaben der Gegenwart einflößen und deren Eltern davon überzeugen, daß sich ein herrlich großes Glück und eine unverdiente Gnade darin verbirgt für sie und ihre Kinder.

Wenn ich mich nun wieder in meine Studienzeit zurückversetze, so ist mir damals schon die am Bodensee gelegene alte Stadt, in der ich das Gymnasium besuchte, zur ungemein lieben Heimat geworden. Zwölfjährig kam ich dort an, von einem edlen Priester vorbereitet, so daß ich mehrere Klassen der Schule über-

springen konnte. Man will jetzt diesen Unterricht der Geistlichen in Deutschland nicht mehr dulden. Warum? Hat sich der Klerus vielleicht als unfähig dazu erwiesen? Nein! Denn er steht kulturell hinter den anderen akademischen Ständen keineswegs zurück. Und war es nicht gerade er, der auf dem Land und in den kleinen Städten die Begabtenauswahl zuverlässig traf und zahllosen Bauern- und Handwerkerjöhnen den Weg zum Studium erschloß? Wer weiß, wie viele Opfer an Zeit und Geld die Geistlichkeit bei diesem privaten „Stundengeben“ brachte, und wieviel Zeit und Geld sowohl den Eltern der Studierenden als auch diesen selber dadurch erspart blieb, kann das ergangene Verbot unmöglich als soziale Maßnahme betrachten, sondern muß es als Achtung und Entrechtung des katholischen Priestertums bedauern.

In der schönen Stadt am Bodensee, worin der Kulturkampf leider auch und häßlich gewütet hatte, war in der Zeit, in der ich ankam, schon etwas wie ein Abgekämpftsein zu verspüren. Das soll aber keineswegs besagen, daß ich eine für meinen Glauben und künftigen Beruf förderliche Umwelt angetroffen hätte. Namentlich in der Presse setzte sich das romfeindliche Geplänkel noch manche Jahre fort. Und wie selten kam ein gläubiger Katholik in einer städtischen oder staatlichen Laufbahn bis weit ins 20. Jahrhundert hinein zu Ehren! Auch in der Schule entlud sich noch häufig die katholikenfeindliche Stimmung. Im geschichts- und naturwissenschaftlichen Unterricht zumal nahm man die Gelegenheit dazu wahr, einen kleinen Kulturkampf immer wieder frisch-fröhlich anzuzetteln. Allgottideen wurden durch das Sprachrohr der großen deutschen Dichter schon in den mittleren Klassen laut, oder es bahnte sich bereits ein wissenschaftlicher Materialismus ohne Gottesglaube und Jenseitshoffnung an. Ich mache meinen damaligen kulturkämpferisch rückfälligen Lehrern nur ungern einen Vorwurf. Sie waren eben Kinder ihrer Zeit und versteiften sich auf ihr vermeintliches erzieherisches Recht, uns junge deutsche Menschen aus den Bauerndörfern oder kleinen Städten im neuzeitlichen Sinn umzuformen. Sie verrechneten sich aber dabei. Mit unserem festverwurzelten und im Kampfe schon erprobten Glauben in die Abwehrstellung gedrängt, fingen wir frühzeitig an, die Dinge selber ernsthaft zu überprüfen, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden und unseren christlich-katholischen Standpunkt auch im Unterricht wacker zu vertreten. Um so eher durften wir dieses unverlierbare Menschenrecht beanspruchen, als wir nicht die Talentlosen der Klasse waren und unsere schulischen Pflichten gewissenhaft zu erfüllen pflegten. Es waren auch keineswegs die tüchtigsten und edelsten unter unseren Lehrern, die unter Mißbrauch ihrer Autorität

wie gedungene Wegelagerer in das Heiligtum unserer Seelen einfielen, ohne sich an das altrömische Wort zu erinnern, daß der Knabenseele Ehrfurcht gebühre. Die Gegenwart vermutet nun vielleicht, daß bei dieser geradlinigen religiösen Entwicklung, die auch gleichzeitig eine charakterliche war, geistliche Hintermänner maßgebend gewesen seien. Das war aber nicht der Fall. Zwar fühlte ich mich vom klösterlich aufgeblühten Beuron fast unwiderstehlich angezogen, aber es war auch hier weit mehr die religiöse und künstlerische Atmosphäre, die mich anlockte und anmutete, als der aneisernde persönliche Verkehr mit einem der geistvollen schwarzen Mönche. Ich lasse die Frage offen: Soll ich mein religiöses Alleinsein in jener Zeit mit einem: „Leider Gottes“ bedauern, oder dafür danken mit einem herzlichen: „Gottlob“? Unsere Jugend war in manchem anders geartet und gesonnen als jene der jüngst vergangenen Jahrzehnte. Wir mußten noch unsere eigenen religiösen Wege gehen, womit aber keineswegs gesagt sei, daß wir aller Anregungen entbehrten. Sie flossen uns aber eher aus den Büchern und den persönlichen Erlebnissen zu, als aus dem erzieherischen und schulischen Unterricht. Dieses Aufselberangewiesensein hatte freilich auch zur Folge, daß weniger rückgratfeste und wehrhafte Naturen durch schlechten Umgang und Verführung ihr Glaubens- und Lebensglück verscherzten. Die kirchlichen Knabenkonvikte waren in Baden damals leider erst wieder im schüchternen Entstehen. Aber deren erzieherische Bedeutung ist kein weiteres Wort hier zu verlieren. Zahllose junge deutsche Menschen haben ihre segensreiche Wirksamkeit an sich selber bis in die Gegenwart hinein erprobt, ob sie nun Priester geworden sind oder nicht. Die Aufhebung dieser Institute wäre auch für viele katholische deutsche Eltern ein schwerster, wirtschaftlicher Verlust, vom Standpunkt des Rechts aus aber betrachtet, ein peinlicher und verhängnisvoller Bruch des sie verbürgenden deutschen Konkordates. Der gütige Gott hat es gefügt, daß ich, in Ergänzung des damals noch recht unvollkommenen Gemeinschaftslebens glückliche Freundschaften schloß, die mich über mancherlei Gefährdungen und Gelegenheiten hinweghoben und mir wertvolle Bereicherungen auf den verschiedensten Gebieten einbrachten. Fast alle meine damaligen Freunde sind nun tot. Sie erinnern mich dadurch um so schmerzlicher an das heilige, alterprobte Wort: „Ein treuer Freund ist eine feste Burg. Wer einen solchen gefunden hat, hat einen großen Schatz gefunden“ (Sir. 6, 14). Umgekehrt ist ein religiös und sittlich verdorbener Freund ein willkommener Helfershelfer des „Geistes, der stets verneint“. Ich gedenke der Genossen meiner Jugend tagtäglich noch im Gebet und ich danke ihnen für die gott-

gesegneten Stunden, die wir erquickend zusammen verlebten, sei es bei der Lektüre eines guten Buches, oder bei der Betrachtung eines klassischen Kunstwerkes oder auch in einem religiös aufklärenden Gespräch. Meistens saßen wir da am See oder wir gingen an seinen nördlichen und südlichen Gestaden auf und ab und verwoben unser tiefstes, wenn auch noch unreifes Denken, Dichten und Reden mit den wechselnden landschaftlichen Bildern, die jene prächtige Natur aus ihrem Füllhorn freigebig uns darbot. Man mag das heute jugendliche Schwärmerei heißen oder gar ungesunde, geistige Frühreise. In jedem Fall wirkte in uns, vielleicht ohne daß wir es wußten, der klassische Unterricht weiter, der uns auch die Tore späterer Kulturen und Literaturen in der Folgezeit leichter und einladender erschloß. Es wäre meines Erachtens ein ungeheurer Verlust, wenn die Welt der Griechen und Römer nicht mehr tief ins Blickfeld der deutschen Jugend träte wie noch am Ende des letzten Jahrhunderts. Ob sich nicht im Zurückschneiden der alten klassischen Sprachen auch ein Stück Kampf gegen das biblische Christentum versteckt? Noch ein anderer Wunsch entsteigt hier wie ein Gebet meiner Seele: Mögen auch in der Gegenwart die christlichen jungen Kräfte in unzerstörbarer edler Freundschaft allüberall zusammenhalten, um sich gegenseitig zu stärken und alles Unchristlichen tapfer zu erwehren, wie wir es mit gutem Erfolge taten.

Und doch wäre es übereilt und verkehrt anzunehmen, daß jener Zeitabschnitt meines Lebens ohne heftige Beben und Kämpfe in köstlicher Geruhigkeit veronnen sei. Sie lösten sich jedoch zumeist in geistige Interessen auf oder sie verebten am freundschaftlichen Idealismus, oder sie verloren ihre verderbliche Kraft durch die Gnade der heiligen Sakramente, zumal der heiligen Beichte und Kommunion, und endlich durch das unablässige Gebet meiner guten, treuen Mutter. O daß es auch jetzt noch viele solcher vorbildlich heilsbesorgten Mütter gäbe! Gerade unsere entscheidend ringende Zeit bedarf ihrer noch mehr als die kämpferische Vergangenheit. Nicht bloß die Zukunft ihrer Kinder, auch ein Stück Zukunft unseres Volkes und unserer Kirche liegt verantwortlich in ihrer Hand. Und in ihrem Gewissen! Auch die erwachsenden Berufszweifel, die mich zeitweilig schlaflos legten, gingen vorerst durch die gleichen übernatürlichen Heilmittel in eine mutigere Entschlossenheit über. Dabei nahm ich, wie auch bei anderen Erlebnissen, wahr, daß der Mensch oft durch die äußere Verkettung der Dinge mehr geschoben wird, als daß er selber schiebt. Erst bei einer größeren zeitlichen Entfernung bricht dann die Erkenntnis in uns auf, daß eine allmächtige Hand in

verworrene Verhältnisse eingriff und den Weg nach einem heiligen Ziele bahnte.

Es war ein heiterer Julitag, an dem wir das Gymnasium verließen. Der See blaute uferlos und sonnig wie der weite Horizont und tänzelte vor uns in leichtem Wellenspiel. Die duftigen Sänftisfernen lockten durch ihre zarte Verschleierung noch mehr an als beim föhnligen ungetrübten Blick. Und vor uns lag die Zukunft mit dem hohen priesterlichen Ideal! Wir aber trugen die Romantik unserer Seelen in die kommende Zeit hinein, um leider bald zu verspüren, daß die meisten bestrickenden Hoffnungen zu ernüchternden oder gar schmerzlichen Enttäuschungen werden, und daß im Leben eines Menschen noch ganz andere Mächte mitspielen als nur ein guter Verstand, ein empfängliches Herz, eine blühende Phantasie und ein mit Schulwissen beladenes Gedächtnis. Man sagt, daß der Mensch das Wesen und den vollen Wert der Jugend erst im Alter zu erkennen pflege. Das mag bei manchen geistig Abgelenkten oder um ihr Jugendglück halb Betrogenen oder spät erst Reifgewordenen so sein. Uns damaligen Gymnasiasten hatten sich die „Gedanken und Ratschläge“ des alten Jesuiten Adolf von Doß unauslöschlich eingepägt. Wer kannte auch besser als er die Vorzüge und Sehnsüchte, aber auch die Untugenden und Gefahren der Jünglingsseele? Nur wenige wissen jetzt noch von seinem mahnenden und warnenden, werbenden und weihenden Buch. Das alte Sprichwort gilt auch hier „Habent sua fata libelli“, „auch die Bücher haben ihre Schicksale“ wie die Menschen. Die christliche Jugend hat sich, wie vorhin schon bemerkt, geändert und sucht nun ein ihr Passendes und Gefälliges in Stil und Gedankeninhalt. Wir verkürzen ihr dieses Recht nicht, sofern über dem launischen Zeitgeschmack und Eigenwillen als Bleibendes und Ewiges steht: Christus, der göttliche Jugendfreund.

3. Ich kam aus einem tief einsamen Schwarzwaldtal, wo ich die langen Ferien vor dem Eintritt ins akademische Studium bei einem geistlichen Verwandten Reime schmiedend, musizierend und zeichnend verbracht hatte. Wir stiegen über die dem Fremden noch kaum bekannte Wiedener Höhe und dann über den langgestreckten Rücken des Schauinsland talwärts. Die Berge standen herbstlich sattgrün. Die Schwarzwaldhäuser duckten sich an den sonnenhellen oder beschatteten sanften Halden, die zerstreuten Herden weideten in den tiefen, fast baumlosen Mulden, die fernen Wälder hoben sich schwarz und gezackt vom tiefblauen Horizont ab. Stille ringsum, nur unterbrochen durch das unterhaltssame, bald ernst mahnende und aufklärende, bald heitere und humorvolle Wort meines

priesterlichen Wohltäters. Und nun stieg der Freiburger Münsterturm vor uns auf. Wunderbar! Wie ein Pfeil, nein wie eine Sehnsucht und ein Gebet! Ein Wahrzeichen für die Stadt und auch für mich!

Zwei schwierige Jahre verbrachte ich im Brennpunkt des Breisgaus, denn die Kämpfe, die sich am See, wie ein Gewitter nach Osten verzogen hatten, traten nun in veränderter Form wieder auf. Manches, was ich hörte und sah, bereicherte mich zwar für die ganze Zeit meines Lebens. Anderes aber konnte und wollte mir nicht gefallen und machte mich argwöhnisch und wirr. Die Wissenschaft, die ich suchte, fand ich leider auf der Hochschule nicht bei allen und nicht in allem. Und wo ich sie wie in der Kirchengeschichte entdeckte, klebte ihr etwas an, was mich häufig zum inneren Widerspruch aufreizte. War es schon eine klare Erkenntnis oder nur erst ein dunkler Instinkt? Ich konnte mich mit jenem liberalen Katholizismus nicht befreunden, wie ihn ein schon weithin berühmter Mann weniger offen als verhohlen seinen Hörern darbot. Ich konnte es nicht begreifen, daß er Rom nicht recht leiden mochte und einer Lockerung der deutschen Kirche vom römischen Papsttum das Wort sprach. Ich konnte es nicht verstehen, daß der äußerlich so sympathische Gelehrte den Charaktermut nicht aufbrachte, das, was er kirchenpolitisch unkirchlich schrieb, mit seinem ehrlichen Namen zu decken, um statt dessen Wege einzuschlagen, die durch unterirdische Gänge zum Ziele führen sollten. Ich hasse alles Anonyme und Hinterhältige, wie jeder geradgewachsene Mensch. Ach, wie konnte der geistvolle Mann doch so berückend aus der Fülle seines Wissens und der Wärme seines Gemütes zu uns reden, daß seine Vorlesungen zu köstlichen Wehestunden wurden! Wie konnte er so klassisch überlegen schreiben und große Werke hinterlassen, die jetzt noch meine Bewunderung und Dankbarkeit verdienen! Und doch wie verhängnisvoll wurde eine Zeit lang sein gesprochenes und geschriebenes Wort! Ich hielt mich von ihm zurück. Dafür zog mich ein anderer leidenschaftlich an, der grundsätzlich die Halbheit und Andurchsichtigkeit haßte und vortrefflich es verstand, die katholischen Grundsätze nachdrücklich darzustellen und uns mit jener kirchlichen Liebe und Treue zu durchglühen, die die Grundtugenden eines katholischen Priesters sein und bleiben müssen. Das Ehrliche, das Kämpferische, das Ritterliche dieses leider zu früh verstorbenen Priesters hinterließ sowohl bei mir wie auch bei den allermeisten anderen den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck. Zuletzt war er auch der Einzige, an dessen Lehre und Leben wir uns festhalten konnten, wenn gleichsam die Erde bebte, die Berufszweifel uns keine Ruhe lassen wollten, oder der Widerspruch von außen her immer wieder uns bedrohte. Denn abgesehen

von den theologischen Lehrkanzeln wurden die brennenden und entscheidenden Fragen nach dem Dasein eines persönlichen Gottes, nach der letzten Abstammung des Menschen, nach der Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele fast ausschließlich unchristlich gelöst. Und doch, wie rasch hat sich jene selbstherrliche Wissenschaft, die den Beruf in sich fühlte, aufzuräumen statt aufzubauen, in der Folgezeit überlebt! Die tiefere, unvoreingenommene Forschung schritt unermüdlich schaffend voran und kam uns in ihren neuen Ergebnissen noch wesentlich mehr entgegen, als wir es damals zu erwarten uns getrauten. Das mag auch die Gegenwart sich merken. Denn auch sie scheint nach ihrem eigenen Geständnis zu vermeinen, mit ihren Grundsätzen und Lebensformen das Allerletzte und Ewige unfehlbar zu besitzen. Die Zukunft wird sich darüber äußern, die Zukunft, die nicht geknickt und bestrickt ist von den Eingriffen irgend einer Macht und von unbewiesenen und unbeweisbaren Gedankengängen. So viel ist jetzt schon gewiß: Das Letzte und Ewige schenkt uns nur der sich offenbarende, persönliche Gott, wie das Christentum ihn anbetet. Noch erinnere ich mich an einen jener verneinenden Wissenschaftler, der sich erst, als der Tod nach ihm ausholte, und seinen Blick keine Ausichten und Rücksichten mehr trübten, in verzweifeltstem Schmerz eingestand, daß es nur einen Einzigen in der Welt und Zeit gebe, der uns als Weg und Wahrheit gelten könne: Jesus von Nazareth. Es ist die alte, immer wieder bestätigte Erfahrung: An Christus kommt kein suchender Sterblicher vorbei. Am wenigsten der Deutsche. Er muß ihn entweder lieben oder hassen, aber er läßt ihn nie ganz los. Auch die Verfolgungen, die das Christentum von Zeit zu Zeit erleidet, erbringen den Beweis dafür, daß man mit dem Gekreuzigten noch lange nicht fertig ist. Denn den Toten gönnt man die Ruhe oder überläßt es den Toten, die Toten zu begraben.

Jene kurzen zwei Freiburger Jahre waren also für mich keineswegs das, was ich suchte und notwendig brauchte. Trotzdem danke ich dem Herrgott dafür, daß er mich durch das Dornestrüpp jener Zweifel und Getöse jener Kämpfe führte und zu inneren Auseinandersetzungen zwang, die mir später die Einfühlung in andere ringende Menschen seelen erleichterten und manche Einwände und Ausflüchte vorwegnahmen. Aber es war doch — ich gestehe es heute offen — eine bedrängte und gefährliche Zeit, und es bedurfte einer Verpflanzung und Befreiung. Aber wohin? Meine guten Eltern brachten nur mit Mühe und Sparsamkeit am eigenen Munde auf, was ich an Kostgeld, Büchern und Kleidern nötig hatte. Wieviel herrlicher Idealismus ist doch so oft in den christlichen Familien grenzenlos opferwillig zu Hause! Zu ihrer Freude hatte ich

eben noch ein größeres Stipendium erhalten, das mich aber an die Freiburger Hochschule band. Da griff eine andere Hand in mein Leben ein. Ich weiß die Stelle noch genau, wo mir ein wohlgeneigter Priester freundlich auf meine Schulter klopfte und mit der Frage mich überraschte: „Wollen Sie nicht nach Rom?“

4. Wenige Monate später war ich dort. Der Abschied von der Heimat fiel mir nicht leicht. Mein Vater war schon bejahrt und mein Bruder noch nicht einmal der Schule ganz entwachsen. Noch sehe ich ihn an einem Bahnübergang meiner Heimat weinend stehen und mir unablässig nachwinken, bis ihn eine Hügelreihe meinen nassen Blicken entzog. Es gibt Ahnungen, die uns nicht betrügen und auf ein Seelisches hinweisen, das kein Geistesleugner erklären kann. Ich sah meinen Bruder nicht mehr.

Rom! Ewiges, begnadigtes Rom! Wie oftmals haben dich meisterliche Federn schon beschrieben und trotzdem bleibst du jedem, der dich besucht oder in dir lebt, ein Geheimnisvolles und Neues. Ich war leider nicht mit der heißen Sehnsucht und der kindlich freudigen Gläubigkeit eines frommen Pilgers zu dir gekommen, den die Weihe und die Wunder der heiligen Stätten unwiderstehlich anziehen und beisspiellos beglücken. Ich glaubte zwar fest, aber es war immer noch ein mehr ererbter und verstandesmäßiger Glaube. Ich glich auch in der Berufsfrage zeitweilig einem Schiff, das je nach den Wellenbergen und Wellentälern sinkt oder sich hebt und einen Hafen oder wenigstens einen wuchtigen Anker braucht, um sich an den Felsen der Tiefe festzuklammern. Werde ich jetzt in einen bergenden Hafen fahren, oder wird die zu straff gespannte Ankerkette brechen? Das war in der ersten Zeit, die ich am Tiberfluß verbrachte, meine tägliche bange Frage. Die Antwort ließ auf sich warten, bis sie endgültig und glücklich für mich fiel. Aber nicht in den kunstüberfüllten vatikanischen Museen, Kammern und Stanzeln, die mich immer und immer wieder mit ihren unvergleichlichen Reizen anlockten, nicht im ästhetisch erhabenen Genuß der majestätischen Kuppel von St. Peter, die Michelangelo über dem Grab des Apostelfürsten gigantisch krönend gewölbt hatte. Auch nicht in den dunklen Grüften der blutgetränkten Katakomben mit ihren bildhaften Zeugnissen aus urchristlicher Märtyrerzeit, wengleich sie mein besonderes wissenschaftliches Interesse verdienten und erregten. Ich fand den tiefen, freudigen Glauben und die beglückende Sicherheit meines Berufes wie man ein Geschenk findet, das uns eine gütige aber unbekannt Hand auf den Weihnachtstisch, zu unserer herzlich frohen Überraschung, legt. Es ist mir völlig unmöglich, die Wirkursachen meiner abschließenden Wandlung

bis ins Letzte zu entdecken. Sicher war darunter meine gute, fromme Mutter, die weit weg in schwäbischer Heimat Tag für Tag für ihren Erstgeborenen vor Gott rang. Vielleicht verband sich damit das fürbittende Gebet meines Bruders, der an Pfingsten 1895 in die Geistesheimat gegangen war. Vielleicht trug auch das mitreisende Beispiel meiner trefflichen Freunde und vorbildlichen Lehrer das Seinige reichlich dazu bei. Vielleicht war es bloß ein kluges, kurzes Wort, das der große Seelenführer P. Meschler zu mir sprach, als ich vor einer heiligwichtigen Entscheidung unentschlossen stand. Vielleicht war es in der Hauptsache gar der große Kirchenlehrer Thomas von Aquin, der mich fünf Jahre lang in seine strenge Schule nahm und auch dann nicht los ließ, als ich mir Rechenschaft gegeben hatte — soweit es überhaupt ein Mensch vermag — über mich, meinen Beruf und meinen Glauben. Aber zuletzt und im allertiefsten Grund war es jene unverdiente Gnade, die von oben kommt und nach oben zielt und durch mancherlei Kanäle in die Seelen der Menschen strömt. Um jene Zeit schrieb ich aus Balme „Briefe an einen Zweifler“ Nachfolgendes in mein Tagebuch: „Wiederholt ist es mir begegnet, mit Menschen zusammenzukommen, die, wie es schien, ebenso gut wie ich, die Gründe einsahen, die für unsere heilige Religion sprechen: und dennoch glaubte ich und sie glaubten nicht. Woher diese Erscheinung, fragte ich mich selbst, und ich konnte mir keine andere Rechenschaft darüber geben, als auszuruhen: ‚Barmherzigkeit des Herrn ist es, daß wir nicht vernichtet sind.‘ Wissen Sie mein Freund, was das erste ist, das ein Katholik tun muß, wenn er einem Ungläubigen begegnet, an dessen Bekehrung er arbeiten will? Sie glauben ohne Zweifel, daß dann vor allem die Apologien unserer Religion nachgeschlagen werden müssen. . . Allerdings man darf es nicht vernachlässigen, sich auf alles vorzubereiten, was zur Sprache kommen könnte; aber vor allem, ehe man noch den Ungläubigen die Gründe auseinandersetzt, muß man für ihn b e t e n!“ Der Glaube ist eben eine ganz unverdiente Gnade wie auch der priesterliche Beruf. Weder der tüchtige Katechet in der Schule bewirkt ihn in den Seelen seiner Schüler, noch der große Prediger auf der Kanzel in der Überzeugung seiner mitgerissenen Hörer. Gott ist es, der ihn geheimnisvoll uns schenkt, wo und wann er will, sofern der Mensch ihm keine Hindernisse in den Weg legt. Und auch diese kann Gott aus der Seele schaffen, wenn es seiner ewigen Auserwählung so gefällt. In diesem Lichte verstehen wir nun auch des Heilandes jubelndes Gebet: „Ich preise Dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß Du dies vor den Weisen und Klugen verborgen, Einfältigen jedoch geoffenbart hast. Ja, Vater, so hat

es Deine Güte gefügt“ (Matth. 11, 25). Der hl. Paulus aber schreibt: „So kommt es also nicht auf das Wollen an, auch nicht auf das Kennen, vielmehr allein auf das Erbarmen Gottes“ (Röm. 9, 16). Darum auch die vielfache Erfahrung der Geschichte: Je hochmütiger ein Mensch ist oder auch ein Volk, desto mehr ziehen sich der Glaube und die christliche Berufung von ihm zurück. Also beten wir doch in Demut um unseren Glauben und für jene, die in unserer schweren, christuswidrigen Zeit mit selbstverschuldeten oder aufgenötigten Glaubenszweifeln ohne die Einfallt der Kinderseelen ringen! Beten! beten!

In der Sicherheit meines Glaubens und Berufes fest verankert, sah ich fürderhin auch Rom in einem hehren Sonnenlicht. Nun begriff ich erst recht das goldene, göttliche Wort, das in der Kuppel des Petersdomes durch die Jahrhunderte prangt: „Du bist Petrus der Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“ Nun trat alles Herrliche aber heidnisch Klassische hinter dem erlösend Christlichen winzig klein und meilenweit zurück. Nun wurden die dunklen Katafomben vor mir tageshell, denn ich sah etwas weit Höheres und Überzeugenderes in ihnen als nur ein archäologisches Problem. Die Märtyrer wurden für mich jetzt, was das Wort auch ursprünglich bedeutet: Zeugen, Blutzeugen für Christus, der die göttliche Wahrheit und das erlösende Blutopfer für die ganze Menschheit ist, und damit Vorbilder auch für mich! Nun erschien mir auch der damals regierende große Papst Leo XIII. in seiner ergreifend erhabenen Heiligkeit. Er war mir fürderhin weit mehr als der überlegene Diplomat und der weltkluge Kirchenfürst, weit mehr als der gewandte lateinische Dichter. Er wuchs als der Nachfolger Petri und der Stellvertreter Christi über alles Irdische und Zeitliche hinweg. Denn von ihm galt des Gottesohnes Wort: „Was du auf Erden löstest, wird auch im Himmel gelöst sein.“ Ehe ich Abschied nahm von Rom, durfte ich mit noch anderen zu ihm. Da thronte der greise, kleine Mann vor mir, wachsbleich wie eine patinierte Marmorstatue, gebeugt von der Schwere seiner Gedanken und der Sorgenlast um Christi Reich, aber mit durchdringend leuchtenden, tiefschwarzen Augen. Wenige Jahre zuvor hatte er der Welt seine Arbeiter-Enzyklika „Rerum novarum“ geschenkt. Zwei Dezenien später sah ich sein kunstvolles Denkmal im Querschiff der Basilika des Lateran. Da so segnete er auch mich, wie hier die Gruppe der ihm dankbar huldigenden Arbeiter. Schon damals fiel mir ein: Warum spricht und schreibt man in gewissen Kreisen fast nur von schlechten oder weniger guten Päpsten und nicht auch von jenen Riesen des Geistes und jenen Helden der Heiligkeit, die in einer Spanne von fast

2000 Jahren immer wieder auf der Kathedra des hl. Petrus saßen? Wie ungerecht, wie verächtlich wird doch der Mensch, wenn der fanatische Haß seine Sinne und seine Seele blendet und dem Geist der Finsternis angleicht!

Meine römische Entspannung wurde mir später zum Symbol. Wie Unruhen, ja schwere Orkane im Leben des Einzelnen losbrechen und sich verziehen, so auch in der Geschichte der Völker und der Kirche. Je mehr der Untergang sie bedroht, desto wirksamer wird Christi Wort: „In der Welt werdet Ihr Bedrängnis haben, aber vertrauet, ich habe die Welt überwunden“ (Joh. 16, 20). Wie oftmals standen die Menschen schon stauend oder auch beschämt vor diesem rätselhaften unerwarteten Rückschlag: Eben noch befürchtete man den christlichen Zusammensturz, und schon wächst die Kirche wieder ungebrochen und lebensmächtig auf, als wäre die angesagte Katastrophe nichts anderes gewesen, als die Ausgeburt eines beängstigenden nächtlichen Alpdrucks oder das Schreckbild einer fieberhaften Phantasie.

Als ich nach fünfjährigem Aufenthalt in Rom als junger glücklicher Priester in einsamer Mitternachtsstunde meine Rückkehr nach Deutschland antrat, fiel mir der Abschied so schwer, daß ich weinte wie ein Kind, das man von der Brust seiner Mutter reißt. O Roma felix! O glückliches Rom! Glücklich aber auch wir, durch diese heilige ewige Stadt, den Brennpunkt der christlichen Einheit, den unfehlbaren Hort der göttlichen Wahrheit und der überirdischen Autorität, die der Kirche im tobenden Glaubenskampf der Zeit den endgültigen Sieg verbürgt!

5. Es kann nicht bestritten werden, daß der Aufenthalt eines echten deutschen Menschen in der Ferne seinen Zusammenhang mit dem heimatlichen Volk und Land eher verkürzt und noch mehr strafft, als etwa lockert und auflöst. So war es auch bei mir. Schon in Rom erschien mir jedes deutsche Wort, das etwa auf dem blühenden Pincio an meine aufhorchenden Ohren klang, wie ein Gruß und Strauß vom Bodensee und wie eine Mahnung, mich würdig des großen Reiches jenseits der Alpen und des Rheins in Lebensart und Leistung zu verhalten. Und je gewaltiger Deutschland wurde, desto stolzer waren wir darauf inmitten der vielen anderen, die sich aus allen Erdteilen in der Ewigen Stadt katholisch-brüderlich zusammenfanden.

Aber nun weilte ich wieder daheim. Es hatte sich nicht allzuviel, aber doch manches wesentlich geändert. Oder vielleicht sah ich die Dinge nur mit helleren Augen an, als ein halbes Jahrzehnt zuvor. Es fiel mir zuerst auf, daß das überhandnehmende Fabrikwesen wie ein mörderisches Angeheuer mit seinen Fang-

armen auch die kleinen heimatlichen Städte und sogar manche Landgemeinden bis zum Atemverlust umflammt hatte. Die Arbeiter selber stammten noch zum allergrößten Teil aus dem langsam verarmenden Bauernstand. Sie erschienen mir wie enturzelt, verdrängt von Haus und Scholle und trotz ihrer schweren, viestündigen Arbeit schlecht behandelt und bezahlt. Daneben fiel mir auf, daß die süddeutsche Bevölkerung ihren naturbedingten Stammescharakter in bedenklicher Raschheit verlor und sich, leider nicht in alleweg glücklich, mit den Zuziehenden aus anderen Gegenden vermischte. Auch die Stände spalteten sich schroffer auseinander und standen sich oft wie feindliche Heere gegenüber. Alles das wirkte sich auch auf dem religiösen Gebiet ungünstig aus. Zehn Jahre zuvor war der Unglaube und die Zweifelsucht noch fast ausschließlich innerhalb einer wissenschaftlichen Welt und des liberalen Bürgertums geblieben. Jetzt gelang es einer systematischen Werbung, sie auch in die maschinenpflichtigen Schichten des Volkes hineinzuworfen. Und diese naturhaften Menschen nahmen die neue materialistische Botschaft, die den Himmel den Späßen überließ und das „Tal der Tränen“ zum Paradies machen wollte, mit jener urgewaltigen Leidenschaftlichkeit auf, die ein vielversprechendes Neue gerade in ihnen bis in die Gegenwart hinein entfacht. Die marxistische Gefahr wuchs. Wer aber warf feste, nicht wegzuschwemmende Dämme gegen diese anrollende rote Flut auf? Man hat schon behauptet, die Kirche habe aus Altersschwäche und Armut an Ideen und Einfluß versagt. Aber das ist in dieser breiten Fassung grundfalsch. Schon Leo XIII. hatte es bewiesen, daß er das Abel in seinem ganzen Verhängnis samt seinen Abwehrmitteln klar erkannte. Auch seine Nachfolger boten wiederholt die christliche Weisheit und ihre apostolische Liebe zur Gesamt Menschheit auf, um die soziale Frage in Gerechtigkeit und Veröhnlichkeit zu lösen. Aber auf die Kirche wollte man nicht mehr hören. Der Kulturkampf mit seiner Herabsetzung und Achtung des Priestertandes war nicht ohne verhängnisvolle Nachwirkung geblieben. Dazu kam noch die liberale Presse, die von politischen Gesichtspunkten aus so heftig fast, wie einige Jahrzehnte zuvor, das Katholische grundsätzlich bekämpfte und verdrängte. Wir verhehlen es uns aber auch nicht, daß mancherorts der konfessionelle Haß die soziale christliche Kraft ablenkte oder gar aus Unverständnis zerbrach. Selbst im katholischen Lager schien ein Neues die Gemüter zu verwirren. Man schrieb und sprach damals viel von der kulturellen Unterlegenheit der deutschen Katholiken und verlangte: „Heraus aus dem Turm!“ Als ob wir uns jemals in einer festgemauerten mittelalterlichen Burg oder in einer Art katholischen, selbstgewählten Ghetto ein-

und abgeschlossen hätten! Wir waren doch, so lebhaft wie alle anderen, am Neuen interessiert, um sein Gutes mit unserem Alten und Ewigen zu verschmelzen. Das galt für die Literatur und für die Kunst, für die Geschichte und die Philosophie und nicht minder für die wissenschaftliche Erforschung der Natur. Wir nahmen dabei aber auch wahr, wie die Welten sich geschieden hatten, so daß es kaum mehr Berührungspunkte oder auch nur geordnete Bahnen mit einer Zentralsonne gab. Hier eine rein irdische Kultur ohne jede Gottbezogenheit, dort die christliche Weltanschauung, die im Diesseits zwar auch eine Gottestat und eine unumgängliche Aufgabe erblickt, aber die letzte Bewertung des Menschen und des vom Menschen Geschaffenen am Göttlichen und Ewigen mißt.

In diese zwiespältige Welt trat ich als Unerfahrener nun ein. Es war nicht leicht, darin priesterlich zu wirken. Am meisten Aussicht auf Erfolg boten noch die bäuerlichen, bodenständigen Kreise und die erste Generation des sogenannten Proletariats. Was der katholische Klerus damals und auch noch in späterer Zeit auf diesen beiden Feldern seelsorgerlich und sozial in Deutschland geleistet hat, ist leider mancherorts, sogar in der Arbeiterschaft selbst, ohne gerechte Würdigung geblieben. Hingegen trat immer mehr zu Tage, daß sich Christentum und Marxismus wie Feuer und Wasser verhalten. Daher auch der immer mehr wachsende Haß gegen das Priestertum und die Kirche. Und doch muß ich aus reicher, eigener Erfahrung bezeugen, daß ich überraschend oft eine Art natürlichen Anstandesgefühls in den religiösen Erörterungen mit den damaligen Gegnern verspürte, und daß sie sich wissenschaftlichen Gründen weit zugänglicher und im logischen Denken viel folgsamer erwiesen als die Kirchenfeinde aus den bürgerlichen Lagern. Sie waren Opfer der Unwissenheit, der sozialen Not und der seichten marxistischen Wühlarbeit und trachteten im Grunde genommen mehr nach einer wirtschaftlichen Besserstellung als nach einem totalen, weltanschaulichen Umsturz. Das hat sich freilich nach dem Weltkrieg stark geändert. Vorerst aber blieb es dem liberalen Bürgertum überlassen, wieder einmal priesterliche Apostaten als Helfershelfer zu einem gesteigerten Kampf gegen Rom einzusetzen. Die Abtrünnigen machten dann eine Zeit lang ihre Kunde in großer Aufmachung und Anpreisung durch das Land, bis sie, meistens schon nach wenigen Jahren, in der Versenkung für immer verschwanden. Uns Katholiken hat es nur unwesentlich geschadet, daß wir unaufhörlich angegriffen wurden. Es war sogar hochehrfroh festzustellen, daß wir unter dem ständigen Druck uns sammelten und innerlich erstarkten, daß unsere Organisationen in Stadt und Land wuchsen, daß unsere Presse an Ausbreitung

und Einfluß gewann, und daß im öffentlichen Leben die Dinge doch auch, wenn auch nicht ausschließlich, nach christlichen Grundsätzen betrachtet und geordnet wurden. Das Eine aber sei hier feierlich vor aller Welt bezeugt, daß wir nie in unserem gesamten Vereinsleben die vaterländischen Interessen verkürzt oder beeinträchtigt haben. Staatsfeinde waren wir so wenig als Petrus und Paulus und die ersten Christen von Rom. Allerdings erkannten und erkennen wir im Staate keine totale und absolute Macht, sondern nur ein Werkzeug des ewigen Ordners, der dem Menschen, wie allem Geschaffenen, sich selbst als letztes und höchstes Ziel gab. Vaterlandsliebe war und ist für uns, obgleich wir durch die Gunst der Großen alles eher als verwöhnt sind, unabänderliche Naturpflicht und christliches im Gewissen bindendes Gebot. Wir offenbarten und entweiheten sie freilich nicht in byzantinisch überschwänglichen Reden und öffentlichem hohlen Gepränge, aber wir gaben Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist, und waren bereit, für König, Volk und Vaterland in den Tagen der Not mit dem Letzten einzutreten. Die Tage der Not kamen.

6. Der Krieg wurde im Juli 1914 erklärt und brach dem heiligen Papst Pius X. das Herz. Noch stehen jene Tage vor meinem Geist, als wären sie erst gestern mit ihrem gewaltigen Auftrieb verfloßen. Das ganze Volk erschien in seinem Innersten wie von einem verschmelzenden Feuer ergriffen. Und das Volk wurde eins. Der Burgfriede galt nicht bloß als Aushängeschild und altertümlich schönes Wort, er wurde Wirklichkeit und Tat. Damals war ganz Deutschland davon überzeugt, daß jede Störung des religiösen Friedens ein Verbrechen an der Volkswohlfahrt sei. Ja, das ganze große völkische Erleben löste sich immer wieder im Religiösen und Heiligen aus und umgekehrt. Allerdings nahm die so schnell und so hoch auflodernde Glut im Verlauf der vier Jahre ab — jede Gemütsregung pflegt sich zu entspannen — ja sie erlosch noch vor dem Kriegsende ganz. In jenen Jahren der Not kamen auch unsere rasch erstarkten und so glücklich und wirksam zentralisierten caritativen Organisationen zur vollen Entfaltung, Verwendung und Anerkennung. Als aber das „Durchhalten“, wie man es in jenen tragischen Tagen hieß, zu wanken und zu erlahmen drohte, boten sowohl die Bischöfe als die Priester alles auf, um das Letzte an Widerstandskraft aus dem erschlaffenden Volk herauszuholen. Es war zu spät. Man mag es Sentimentalität oder Nervenschwäche heißen, aber Tatsache ist es: Bis zu Tränen habe ich es empfunden, wenn mir nach dem furchtbaren Zusammenbruch das schmerzliche Lied in die Ohren klang: „Wir hatten einst ein schönes Vaterland.“

7. Es waren wüste, dunkle Tage. Die Armeen fluteten zurück und lösten sich dem Rhein entlang auf. Was alles lag doch auf den pulvergebräunten Gesichtern dieser zurückgezwungenen, aber nicht geschlagenen deutschen Soldaten! Eine ganze Stufenleiter von Schmerz über das nationale Unglück, aber auch stumm und stumpfes Abgekämpftsein und lächelnde Gleichgültigkeit oder gar leidenschaftlicher Groll und Haß gegen die bestehende Ordnung und fanatischer Drang zum kommunistischen Umsturz.

Deutschland war geschlagen, was nun? Größte seelsorgerliche Aufgaben drängten sich gerade uns Seelsorgepriestern auf. Es handelte sich darum, die Entmutigten zu ermutigen, die Entsittlichten zu versittlichen, den durch den mörderischen Krieg halb ausgerotteten Familien zu raten und zu helfen, die in der Inflation um Hab und Gut Betrogenen zu trösten und zu versorgen, die Arbeitslosen zu beschäftigen und namentlich die religiös Abgestandenen oder gar mit Gott und dem Glauben Habernenden und Zerfallenen wieder zu gewinnen. Zumal das Letztere war ungewöhnlich schwer. Denn nun kam die sogenannte Freidenkerbewegung noch stürmischer in Fluß als je zuvor und vermengte sich völlig mit dem Marrismus. Fast keine Woche verging, in der nicht irgendeiner — häufig waren es Männer aus akademischen Kreisen — zu den Massen über die grundlegendsten religiösen Fragen im gegenchristlichen Sinne voll Leidenschaft und Verführungskunst sprach. Der Name des einen, eines Professors der Philosophie, ist mir unauslöschlich im Gedächtnis geblieben, denn er zählte vorher lange Zeit zu uns. Er ist nun durch Gottes Gnade gerechter, weiser und ruhiger geworden und hat jüngst das Buch „Heimkehr; eine religiöse Entwicklung“ veröffentlicht. Dort lesen wir auf Seite 288 das dankbar schöne Wort: „Der dreieinige Gott, der mich schuf und an Seinem Sein teilhaben läßt, suchte mich in seiner väterlichen Weisheit mit vielen Schicksalen heim und ließ mich die Qualen der Abirrung von Seiner ewigen Weisheit durchkosten, auf daß mein Weg durch solche Heimsuchungen hinieden zur Heimkehr führe und mit Seiner Hilfe am Ende der Erdentage in das himmlische Land nie endender Seligkeit. Nicht möchte ich dereinst der Schar jener beigefellt werden, auf die das Wort Anwendung findet: „Sie haben ihren Schlaf geschlafen, und nachdem sie erwacht in der Ewigkeit, haben sie nichts in ihren Händen gefunden“ (Ps. 75, 6).

Neben dem Kampf um Gott und die grundlegenden religiösen Dinge brach nun leider auch der Romkampf wieder aus. Man erhob Vorwürfe gegen das Papsttum und gab ihm die Schuld an dem Weltkrieg und am schmachvollen Versailler Frieden. Das war eine gehässige Verleumdung. Der Fanatismus

kümmerte sich allerdings um die erfolgte Widerlegung nicht viel. Er macht eben blind und taub, aber alles eher als stumm, was auch die Gegenwart bezeugt, die wiederum den Papst zum Freund unserer Feinde und zum Feind des deutschen Volkes stempeln will, ohne jede Spur von Beweis! Nun kam auch Friedrich Nietzsche mit seiner Botschaft vom Herrenmenschen in den breiten Massen des Volkes auf, Nietzsche, der zum bequemen Säglein sich verstieg: „Eine Behauptung ist besser als ein Beweis, denn ein Beweis erweckt Verdacht.“ Nietzsche kam auf und riß in die Jugend eine Bresche. Nietzsche kam auf und berückte durch seinen orakelhaften Stil, durch die blendende Neuheit seiner Bilder und die vulkanisch umstürzlerische Kraft seiner Ideen. Nietzsche kam auf, der evangelische Pfarrersohn und Verleumder der „Skandalenmoral“ der Kirche und des Christentums. Nietzsche, der geschworene Christusfeind und Gotteshasser. Nietzsche, der, wie er selbst bezeugte, ein Deutscher zu sein sich schämte und hämisch auf seine polnische Herkunft sich berief. Nietzsche, der als geisteskranker Mann lange Jahre in einer Heilanstalt verbringen mußte und, ohne zu genesen, im Heim seiner pflegenden Schwester starb. Nietzsche der Heiland und Trostbotschafter nicht weniger auch in unserer, religiös so aufgewühlten neuen Zeit. Wollte man boshaft sein, dann könnte man etwa sagen: „Jede Zeit hat den Propheten, den sie verdient!“ Daneben brach sich die liberale Theologie in ihren letzten folgerichtigen Auswüchsen, — soll ich sagen: komisch oder tragisch, — den Stab. Ich erinnere mich noch sehr gut daran, wie der Karlsruher Professor Arthur Drews landauf, landab zog und seine Vorträge über die Christusmythe hielt, um den Glauben an Christus und die Kirche mit einem herkulischen Keulenschlag zu zerschmettern. Denn wozu auch ein Christentum, wenn es überhaupt keinen geschichtlichen Christus gab? Wozu ein Christentum, das doch nichts anderes sei, als ein Gemenge von vorderasiatischen Kulturüberschlägen, Wahnideen und Fälschungen? Der Mann ist seit mehreren Jahren tot. Die Christusmythe vermoderte schon, ehe er selber vor seinem göttlichen Richter erschien. Ähnlich wird es manchen anderen Mythen wohl ergehen. Da gilt, was die Apostelgeschichte im 5. Kapitel schreibt, wo sie vom Tode der beiden lügenerischen Eheleute Ananias und Saphira berichtet: „Sieh, die Füße derer, die deinen Mann begraben haben, stehen vor der Türe, um auch dich hinauszutragen“ (Apg. 5, 9). Und doch ist auch hier wieder eine Einschränkung am Plage: Für den Mann der echten Wissenschaft sind solche Theorien, die auf ganz falschen Voraussetzungen beruhen, ein für allemal erledigt. Bei den übrigen Menschen aber können sie immer wieder Verwirrung

anrichten, ähnlich wie der berüchtigte „Pfaffenspiegel“ des halbjüdischen Literaten Corvin. Man spricht heutzutage so oft und so viel davon, daß zumal der nordische Mensch von Natur aus edel und gut sei. Damit läßt es sich aber unseres Erachtens nicht recht vereinbaren, daß er, was auch die Geschichte dartut, das Schmutzige und Falsche nie ganz nach Verdienst vermodern läßt, sondern immer wieder trotz seines Verwesungsgeruches auffrischt und aufstischt. Ein schlagender Beweis auch dafür, daß es den Christusfeinden empfindlich an Gengengründen mangelt.

8. Ende 1930 durch Gottes Erbarmen und des Apostolischen Stuhles Gnade Bischof von Meißen geworden, habe ich am 1. Februar 1931 am Feste des heiligen Märtyrers Ignatius von Antiochien in Unserer Lieben Frauen Münster in Freiburg die heilige Bischofsweihe empfangen. Wenige Tage darauf zog ich nach Sachsen, um freilich nur zwei knappe Jahre dort zu wirken. Es war grimmig kalt und ganz Mitteldeutschland starrte in tiefem Schnee. Aber Wärme schlug mir schon in Leipzig entgegen, katholische Wärme, wie sie dem Herzen der Diaspora entströmt. Ich grüße in treuer Anhänglichkeit das Bistum Meißen, seine trefflichen Priester und seine treuen und opferwilligen Katholiken! Viel Freude habe ich dort erlebt, aber auch tiefsten Schmerz empfunden. Der Kommunismus wucherte in dem einst so reichen, beispielhaft kulturschöpferischen Land wie in vulkanischer Hitze auf und der Umsturz stand vor der Türe. Damals erhielt ich den Auftrag, eine volkstümliche Schrift gegen den Bolschewismus zu schreiben. Ich sammelte das Material und schrieb auch schon die ersten Kapitel. Weiter kam ich damals nicht. Im Sommer 1932 kehrte ich in meine Heimat zurück.

Fast zehn Jahre bin ich nun wieder bei euch, meine lieben Erzdiozesanen. Mit großen irdischen Freuden rechnete ich nicht, als ich ein Nachfolger der Apostel wurde. Die großen Leiden überfielen mich dann von selber. 1932 war ich in Rom, als das Badiische Konkordat geschlossen wurde, und 1933 nahm ich an den Beratungen über das deutsche Konkordat teil. Was seit 1934 ergangen ist, haftet in unserem Gedächtnis unausmerzbar fest und bedarf hier keiner ausdrücklichen Erwähnung.

Was nun? Es ist eine allmenschliche Erfahrung: Das hinter uns Liegende kennen wir, was aber die Zukunft bringt, ist uns verborgen. Gott weiß es warum. Er ist weise und gut.

Wenn ich mein Leben überblicke, habe ich in erster Linie ihm zu danken, weil er mir katholische Eltern gegeben hat, die in mir den christlichen Glauben und die Kirchentreue grundlegten. Ihr ganzes Leben ist

nur Mühe und Arbeit gewesen, ein unausgesetztes Ringen und Beten um die Zukunft und das Glück ihrer Kinder.

Ich habe Gott zu danken für meinen priesterlichen und bischöflichen Beruf. Er ist über die Massen schwer und letzte Verantwortung. Aber auch unverdiente Gnade und heilighohe Würde.

Ich habe zu danken meinen Freunden, ob sie noch am Leben sind oder schon im Lande ihrer christlichen Hoffnungen weilen.

Ich habe zu danken meinen Feinden, denn sie halten mich wach. Sie sammeln nur glühende Kohlen auf ihr hochgetragenes, eigenes Haupt.

Ich habe zu danken meinem hochwürdigen Klerus, der geschlossen und tapfer zu mir steht. Was gibt es auch Beruhigenderes und Aneifernderes für einen Bischof, als diese mannhafteste, priesterliche Treue!

Ich habe zu danken auch euch, meine lieben Diözesanen. So viele nachsichtsvolle Liebe und so manches teilnehmende Gebet habt ihr mir gewidmet, was mich für immer euch verpflichtet. Mehr als einmal schon habe ich es auf Kalvariagipfeln meiner Leiden ausgesprochen: für euch bin ich da, für euch will ich leben, und wenn es Gottes heiliger Ratschluß wäre, für euch

auch sterben. Vorerst aber gilt das Bangemachen nicht. Wie singt der Psalmist: „Was toben die Heiden und schmieden eitle Pläne die Nationen. Der im Himmel thronet, der lacht, der Herr verspottet sie“ (Ps. 2, 1, 4).

Ich habe zu danken dem Heiligen Vater in Rom. Seit fünfzehn Jahren kenne ich ihn schon, und allezeit war er gütig zu mir. Er ist etwas jünger als ich. Aber ich liebe ihn wie ein Kind seinen Vater.

Wie lange ich noch leben werde, das weiß der Allwissende allein. Nach der Heiligen Schrift währt das irdische Dasein eines Menschen 70 Jahre und wenn es hoch kommt, 80 Jahre. Es füge sich alles, wie Gott, der Unerforschliche, es will. Ihm empfehle ich meines Lebens Rest. Ihm, der nachsichtig ist und aller Erbarmungen voll. Ihm, der mächtiger ist als jede andere Macht. Ihm, der ewiger ist als alle Welten und Völker. Ihm, der aus unverdienter Liebe auch mich erlösen ließ durch Jesus Christus, seinen Sohn. Ihn, den Heiland, trage ich täglich in meiner Hand im Gold des Kelches und der Patene und opfere ihn dem himmlischen Vater auf für euch, meine lieben Diözesanen, daß Christi Friede in euch walte (Kol. 3, 15). „Ihm sei Herrlichkeit jetzt und am Tage der Ewigkeit. Amen“. (2 Petr. 3, 18).

Es segne euch der allmächtige Gott, der † Vater,  
der † Sohn und der † Heilige Geist.

Freiburg i. Br., den 27. Januar 1942.

‡ Conrad,  
Erzbischof.

\*

## B e r o r d n u n g

### über Fasten und Abstinenz, über die geschlossene Zeit und die Zeit der Erstkommunion 1942/43.

I. Die Verpflichtung zur Beobachtung des Fasten- und Abstinenzgebotes wird im Hinblick auf die außerordentlichen Zeitverhältnisse aufgehoben; jedoch bleibt das Abstinenzgebot am Aschermittwoch und Karfreitag in Kraft (Dekret der Kongregation

für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten vom 19. Dezember 1941).

II. Mit Rücksicht auf den Ernst der Zeit werden die Gläubigen, welche von dieser Dispens Gebrauch machen, ermahnt, sich freiwillige Abtötungen aufzuer-

legen und gute Werke zu verrichten sowie durch inniges Gebet nach der Meinung des Heiligen Vaters teilweisen Ersatz zu leisten, namentlich sich auch des Besuches der Fastenandachten und des gemeinsamen Gebetes in der Familie zu befleißigen und überdies ein sogenanntes Fastenalmoſen zu entrichten.

III. Ferner wird verordnet, daß während der heiligen Fastenzeit in den größeren Städten eine wöchentliche Abendpredigt gehalten wird. Für kleinere Städte sowie für Landorte wird die Abhaltung dieser Abendpredigten dem Ermessen des Pfarrgeistlichen anheimgegeben.

Wo solche Abendpredigten stattfinden, ist jedesmal nach der Predigt eine passende Andacht vor ausgesetztem Allerheiligsten in der Monstranz zu halten. In jenen Orten, in denen keine Wochenpredigten stattfinden, soll einmal in der Woche und zwar wömmöglich Freitags eine Abendandacht nach dem „Magnifikat“ vor ausgesetztem Allerheiligsten in der Monstranz abgehalten werden. An Orten, wo die Abhaltung einer Abendandacht nicht für angezeigt erachtet wird, ist je Freitags nach der heiligen Messe die Litanei vom bitteren Leiden und Sterben oder die Litanei vom heiligsten Herzen Jesu zu beten. Hierbei kann das Allerheiligste im Speisefelch ausgesetzt und am Schlusse mit demselben der Segen gegeben werden.

Der löbliche Gebrauch, an den drei Fastnachtstagen vor dem ausgesetzten Allerheiligsten das vierzig-

stündige Gebet oder, wo dieses untunlich ist, Betstunden abzuhalten, wird allgemein gestattet.)

IV. Die „geschlossene Zeit“ dauert vom 1. Adventsſonntag bis zum 1. Weihnachtstage einschließlich und vom Aschermittwoch bis Ostersonntag einschließlich. Verboten sind in dieser Zeit feierliche Hochzeiten, also die feierliche Einsegnung der Ehe während der heiligen Messe und alle jene Veranstaltungen, die zum Ernste der geschlossenen Zeit nicht stimmen, wie feierliche Einholung der Brautleute, geräuschvolles Festgelage, Tanz und dergleichen. Erlaubt sind stille Trauungen. Können aber die Brautleute die Trauung unschwer auf eine andere Zeit verlegen, so ist dies anzuraten. Verboten sind in der geschlossenen Zeit öffentliche Lustbarkeiten und Tanzvergnügungen. Auch von privaten Veranstaltungen dieser Art sich zu enthalten, ist Wunsch und Mahnung der Kirche.

V. Die österliche Zeit, in der alle Gläubigen streng verpflichtet sind, die heilige Kommunion zu empfangen, beginnt mit dem 21. bzw. 22. Februar (ersten Sonntag in der Fasten) und dauert bis zum 19. April einschließlich (zweiten Sonntag nach Ostern). Es ist der Wunsch der Kirche, daß alle Gläubigen die österliche Kommunion in der eigenen Pfarrkirche empfangen. 13-14. II  
9. V.

VI. Die heilige Erstkommunion der Kinder bleibt auf den Weißen Sonntag (12. April) festgesetzt. 2. Mai



### Vorstehendes Fastenhirtenschreiben

des Hochwürdigsten Herrn Erzbischofs ist an den Sonntagen Sexagesima (8. Februar) und Quinquagesima (15. Februar) in allen Vormittagsgottesdiensten von der Kanzel zu verlesen. — Die Fastenordnung ist am Sonntag Quinquagesima (15. Februar) bekannt zu geben.

Freiburg i. Br., den 28. Januar 1942.

Erzbischöfliches Ordinariat.